**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 40

**Artikel:** Schwester und Bruder [Fortsetzung]

**Autor:** Odermatt, Franz

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-647407

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 5. Oktober 1935

## Ein Tag erschlägt den andern. Von Johanna Siebel.

Die Zeit ist kurz, die Zeit vergeht.
Ein Tag erschlägt den andern.
Nicht einer wieder aufersteht,
Kann keiner länger wandern.

Kann keiner länger sein im Licht,
Ob's ihm auch möchte frommen.
Gott heischt Ergebung, heischt
Für andre, die da kommen. [Verzicht,

Für andere, die er noch hält,
Gebannt vor dunklen Toren.
Für andere, tief im Schoss der Welt
Milliarden, ungeboren.

## Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.



### III.

### Rauher Weg.

Ein starker Wille ruderte dem sicher erschauten fernen Ziele entgegen.

Meinrad konnte im Sommer mit den paar Kühlein des Meisters zur Alp fahren und wurde als Melker und Hirte fürs halbe Jahr gedungen mit zwei Napoleon und einem reistenen Hemd als Lohn, und wenn der Bauer mit seinen Leistungen zufrieden wäre und der Bub das Vieh im Herbst gesund heimbringe, versprach er ihm als Trinkgeld die Aufnahmeurkunde in die Bruderschaft des heiligen Wendelin der Aelpler zu Stans.

Die Alpfahrt war dem Bub ein selig ersehntes Fest. Er freute sich auf die Freiheit in den Bergen, seiner jungen Selbständigkeit, da ihm niemand mehr auf die Finger schaute, wenn er Brot abschnitt, er rechnete sich seinen Reichtum vor, wenn er im Herbst den Sommerlohn auf der blanken Hand hielt. Mit der weiß gescheuerten Milchdanse am Rücken trieb er die Kühlein vor sich her und jodelte wie ein Glöcklein. Im Walde sangen die hohen Stämme der Tannen seine Melodie mit. Wie er höher stieg und in der erhabenen Einsamkeit die Wunder der Berge zu ihm redeten, wurde er stiller. Allmählich zog Müdigkeit und Hunger ihn nieder. Einmal setzte er sich auf den Rasen und ruhte. Da sah er aber rings um ihn her eine Größe und Ruhe, die Ewigkeiten nicht ermüden konnten. Er empfand einen Zwiespalt in sich, den er nicht zu deuten verstand. Müdigkeit drückte sein körperliches Gewicht auf die Erde nieder, während seiner Seele Flügel wuchsen, über die höchsten Berge zu fliegen, und es kam über ihn eine andächtige Ehrfurcht vor der Schöpfung wie vor der leibhaftigen Gottnähe. Allein das Tagwerk peitschte ihn bald wieder auf, doch das Stürmen und flügelleichte Steigen erlahmte bald; abermals und dann wieder und wieder, auf immer kürzere Distanz empfand er das Bedürfnis zum Ausruhen und Schauen. Die Schultern schmerzten unter den Tragriemen der schweren Milchdanse, über die Arme lief ihm ein Sprühen und Krabbeln, die Füße wurden bleischwer. Vermochte er denn nicht mehr, sie über den Rasen zu heben? Narr, er hatte gemeint, schon zum Manne zu werden und war noch ein Lappen ohne Mark und Saft. Herrlich wär's, eine Stund' auf der Alp unter einer Tanne zu ruhen und über die Größe der Welt zu staunen, wenn die Furcht vor dem Wiederaufstehen nicht immer so drohend vor ihm gestanden wäre. Auch die Kühlein kannten kein Erbarmen mit ihm, sie strebten der sommerlichen Weide entgegen, die älteste war voran; mit gestrecktem Halse und glänzenden Augen stieg sie mit einer leidenschaftlichen Sehnsucht der Alp zu. Wohl oder übel mußte das Knechtlein folgen. In der kleinen dunkeln Firnalphütte packte er dann seine Sachen aus, die er in der Danse hinaufgetragen hatte: Sein Gewand für Sonntag und Werktag, das war nicht eben schwer, aber Proviant für den halben Sommer, Brot und einen Laib Käse, einen Holznapf und zwei Löffel, sein Küchengerät, nur das äußerste, was er brauchte, aber alles in allem, seine Müdigkeit kam nicht von ungefähr. Und dazu ein Weg von fünf Stunden.

Aber damit hatte Meinrad die Schattenseiten des Aelplerlebens noch nicht ausgekostet. Der Sommer hielt nicht, was der Maien versprochen hatte. Fast jeden Tag Regen, dieser dröselnde, satte Regen, und dichter, tropfendnasser Nebel. Auf der Firnalp blieben Vieh und Knechtlein schier im Dreck stecken, der Bub wehrte sich tapfer gegen

die Unbill des Wetters, und wenn er am Abend müde und verdrossen die Glieder in der Streue ausstreckte, erquickte ihn wenigstens ein gesunder Schlaf. Da geschah es einmal, daß, als er helltags aufwachte, die Alp überschneit war und das liebe Vieh draußen auf der kalten verschneiten Weide im gugsenden Winde stand. Nun das kann geschehen: der Schnee schlägt nicht mit schweren Schuhen an die Türe; auch in der Brändlisweid und auf Kühneren waren die Knechte nicht früher erwacht. Meinrad dauerte das arme Vieh, das mit gesträubten Haaren, doch still geduldig draußen wartete. Manche Nacht getraute er sich nicht mehr ruhig zu schlafen, oft sprang er im Traume vom Lager auf und rief: „Hoi, hoi", als suchte er in Eile die Kühlein vor Sturm und Hagel in den Stall zu bringen.

Der Bauer hatte von dem tiefen Schlaf seines Knechtes gehört und kam in einem Lauf auf den Berg. Erhitzt vom Zorn, erhitzt vom raschen Bergaufspringen, fluchte er über den Knecht. Alle bösen Worte: Faulenzer, Satan, Lausbub, brodelten über ihn, wie ein angeschwollener Wildbach das Steingeröll über die Fluren wälzt. Meinrad stand vor dem Meister, sein dünnes Gewändlein zitterte an seinem Leib. Eine Weile hörte er zu, als es ihm aber vorkam, der Zorn des Meisters habe auch gar kein Maß, wandte er ein: „So schauet doch um Euch. Habe ich nicht das Vieh in der Ordnung, der Mist ist schon ausgetragen und das Holz fürs nächste Jahr gerüstet, das Wildheu gesammelt, übel genug war das bei dem nassen Sommer gewesen. Ja das einemal freilich. Ich bin selber grausam erschrocken. Gerne gäbe ich mein Sommerlöhnlein, wenn ich's ungeschehen machen könnte. Wegen diesem Einmal vergeßt Ihr alle Arbeit und meinen guten Willen."

Aber der Bauer fluchte fort, sprühte und tobte, und Meinrad nahm eine unsägliche Angst fast den Boden unter den Füßen hinweg, doch erfüllte er ihm den Wunsch nicht, den er in seinem Elend tat, daß er sich auftue und ihn verschlinge. Und weil sich der Bauer gewohnt war, daß ihm im Streit der andere die Fäuste zeigte, und daß ein Handel Brust gegen Brust ausgetragen wurde, machte ihn die Hilflosigkeit des Knechtleins und die ungleiche Kräfteverteilung nur noch wilder. Als er seinen Vorrat an Schimpfen und Schelten aufgezehrt hatte, oder sei's, weil er ihrer Wirkung nicht mehr sicher war, faßten seine roten Bratwurstfinger den Meinrad an den Ohren. Er schüttelte das magere Bürschlein und lüpfte es endlich an diesen zwei zähen Handhaben vom Boden auf und drückte es wieder zur Erde nieder. Solches wiederholte er dreimal hintereinander. Dann ersattete der Wütende. Nach einer Pause des Atemholens befahl er dem Knecht: „Mach' Feuer und richte mir einen Kaffee her." Meinrad tat wie befohlen und brachte zu der Tasse für den Meister auch sein Eßgeschirr, den kleinen hölzernen Napf, auf den Tisch, denn es war Essenszeit.

Der Meister griff fest zu. Die derben Hände packten Brot und Käse, die Butter und alles mit geiziger Hastigkeit an, während die dunkeln Augen die Speise auf dem Tisch hüteten. Als Meinrad wieder einmal seine Augen schüchtern erhob, fielen ihm des Meisters Kinnladen in ihren kauenden Bewegungen auf; denn sie waren von grauen und dunkeln Bartstoffeln wie mit kleinen Pfeilen gespickt. So ward er die Angst nicht los. Jeder Bissen Brot würgte ihn im Halse, und jedesmal, wenn er mit dem Messer nach dem Brotlaib zuckte, war er gewärtig, der Meister tue das Maul auf und rufe: „Du verdienst dein Essen nicht!" Die Angst machte ihn linkisch. Weiß Gott, wie's geschah: Plötzlich stieß er seinen Napf um, der heiße Kaffee lief ihm über die Hosen und das Geschirr, — mit einer Lücke im Rande hob er es auf.

Da rief der Meister: „Nicht einmal essen kannst. Wer nicht zu essen weiß, kann auch nicht arbeiten."

Meinrad blieb auf der Firnalp von diesem Tage an das untäppische und verschüchterte Büblein. Alle guten Geister hatten sich gegen ihn verschworen. Die „Sterni", die beste Kuh, wurde hinkend, nicht zu verwundern bei dem Hundewetter. Die „Gräfi", die stolzeste seines Trüppleins, wurde bei der mageren Weide oft nicht mehr satt, da begann sie mit den Hörnern in der hölzernen Umzäunung zu riegeln. Jenseits war eine steile Wildheuhalde mit saftigen Kräutern, die der Nachbar noch nicht gemäht hatte. Aber wer dort ausglitschte, konnte seine Rechnung mit dem Herrgott machen. Meinrad verstärkte den Zaun und legte der naschhaften „Gräfi" ein Brett vor die Hörner. Dem Bauer ließ er durch den Kühnerenknecht, als er einmal seinen Schatz im Tal besuchen ging, vermelden, er möchte die Kuh heimholen, sie mache dem Knechtlein Sorge. Aber jener vergaß, die Botschaft auszurichten; denn sein Sinn war nach einer anderen Gräfin gerichtet, der Gräfin seines Herzens. Meinrad aber ließ er im Glauben, der Bauer wisse von der Gefahr. Unterdessen war die Kuh seine beständige Sorge, von früh um vier bis zum Einnachten ließ er sie nicht aus den Augen. Ueber Nacht aber band er sie in den Stall. Sie schrie und riß an der Kette, denn sie war an das Lager im Freien auf dem Rasen oder unter den großen alten Wettertannen gewöhnt. Losgebunden rannte sie, wenn er nicht gleich mit dem Stecken hinter ihr her lief und sie mit „lobä, lobä Chueli" unter den Rotwandtoffen lockte, in einer Tour an den Plankenhag hinaus. Und eines Tages, da er sie ein Halbstündlein unter dem Käsen aus den Augen verlor, durchbrach sie den Hag, just als er die Augen mit der Hand beschattend aus der Hütte trat. Er springt wie eine Gemse, das Herz klopft ihm wild, und er meint, er müsse den Atem zurückhalten, um die Ausbrecherin nicht wild zu machen, dann wäre sie verloren. Mit Heißhunger greift die „Gräfi" in das herrliche, blumige Gras, nun tut sie den zweiten Schritt ... „Heilige Maria, Mutter Gottes!" betet der Knecht. Da ist er hinter der Kuh. Nun sachte ... still ... still, „Gräfi, du Schöne, tu' mir keinen Schritt weiter, tu's mir nicht zu Leid." Da wirft sie den Kopf hoch, sieht den Verfolger, tut einen stolzen, fröhlichen Sprung, kann sich nicht mehr halten, gleitet, gleitet ... ohne Rettung fährt sie dem Abgrund zu ... Noch einmal sieht er ihren Kopf mit den großen feuchten Augen, dann verschwindet sie in der Tiefe.

Die „Gräfi" erfallen. Aber seine Liebe holte das Tier aus dem Abgrund herauf und stellte es wieder lebendig vor seine Gedanken hin. Er lobte ihre guten Eigenschaften und ihren letzten Blick deutete er als Sprache. Als er selig und ahnungslos zur Alp gefahren war, wie hatte sie ihn mit dem stolzen Gang und dem Läuten der Glocke er-

freut. War das nun die letzte Station seiner Enttäuschungen? Bei dieser Frage nahm der Pendelschlag seiner Gedanken die Richtung zu seinen eigenen Dingen zurück. Wie konnte er vor den Meister treten und ihm den Verlust ankünden? Ueber Meinrad wehte der kalte Gletscherwind der Angst. Unten auf der Weide bei der Hütte brüllte die hinkende „Sterni". Da erkannte der Bub, daß er handeln müsse. Das erste war, daß er die Lücke im Zaune schloß, dann schritt er zur Kühneren-Alp hinaus und sagte dem Senn: „Die schönste Kuh ist mir in der Steilplanke erfallen. Ich geh' dem Bauer Meldung machen. Den Hag habe ich geflickt. Sorgt für das Vieh, bis wieder jemand kommt. Ich vielleicht nicht mehr."

Er überlegte nicht lange. Der Weg, den er vor sich sah, zeigte sich ihm als die einzig mögliche und notwendige Folge des Unglücks auf der Firnalp. Er kehrte nicht mehr dorthin zurück. Lieber lief er fort, so weit der Himmel blau, so weit die Füße ihn trugen, einerlei wohin, nur nicht mehr in diese Hölle zurück. Es ging nahe gegen Mitternacht, als er am Hause seines Meisters klopfte. Nach dem dritten schweren Schlag ging in der Kammer des Bauern ein Fenster auf. Ein Kopf guckte vorsichtig heraus. „Wer ist da?" „Die ‚Gräfi', Eure schönste Kuh, ist erfallen. Sie naschte und drückte den Zaun gegen die Steilplanke ein."

„Es wird nicht wahr sein. Jesis Gott! Wer ist da?"

„Euer Knecht, der Meinrad."

„Der Stimme nach könnte er's sein. Und 's wär' ihm auch zuzutrauen, dem faulen Lump, daß er auf die Prachtskuh keine Lug gehabt hätte. Bringst mich noch um Haus und Hof, zu armen Tagen machst du mich. Wart', wenn ich dich in die Hände bekomme! Sag', wo liegt sie?"

„Unten an der Rislettenfluh."

„Wart' Bub ..." Aber Meinrad hatte das letzte Wort nicht mehr gehört. Unten in Jost Achermanns Heimen, hinter dem dichten Hag, in dem die Vögel nisteten und die Schnecken sich zum Winterschlafe legten, warf er sich platsch zur Erde und horchte auf die Dreschet in seiner Brust, dann der Frage: „Wohin, wohin?" Hinter dir sind alle Fäden zerschnitten, vor dir die Nacht. Er dachte an den Vetter Ziprian. Nein, wie die Schwester Regina vernommen hatte, war der am eifrigsten für den Verkauf ihres Heimelis gewesen. Wäre er beim Dominik weniger gescholten? Nein, zu dem erst, wenn alle anderen Türen verschlossen sind. Im letzten Jahr, als die Mutter selig gelebt, hatte sie ihn am Neujahr geschickt, dem Schwager Glück zu wünschen. Er hatte ein Sprüchlein auswenig gelernt und es hergesagt. Da erhob sich der Vetter vom Tische, auf dem ein Körbchen mit Aepfeln, Nuß und dürren Birnen stand und sagte: „Ja, Bubli, das alles wünsche ich dir auch, und sag' der Mutter, ob sie aus dir einen Ratsherr machen wolle, oder warum schickt sie dich im Winter wieder zur Schule. Das Gesetz tät sie dazu nicht verpflichten. Arbeiter gefallen mir besser als Namenbüchleinklauber und Bettler."

War noch der Götti, der Nächste von allen Verwandten, die er kannte. „Nein, nein, zu dem nicht", schrie es in ihm auf, und der Gedanke, wie er ihn vom Grabe der Mutter hinweggestoßen, tauchte ihn in eine Flut von Bitternissen.

Zum Regineli, der Schwester!

Den Hirten zu Bethlehem war der Engelsgesang kein freudigeres Wunder, als Meinrad diese Eingebung. Zur Regina! Während er an sie dachte, gingen ihm gleichsam Lichter auf, und er sah Dinge an ihr, die er ehe nicht gewußt hatte. Er sah sie als die Sicherere und Stärkere, und wie sie nie verlegen war in Rat und Tat.

Fritz Traffelet, Bern: Oktober.

Meinrad machte sich voll Vertrauen auf den Weg zu seiner kleinen, klugen Schwester. Wenn er da rechts hinausging in der Richtung der drei großen Sterne, konnte es ihm nicht fehlen. Es hatte vor einer Weile am Turm zu Stans zwölf geschlagen. Auch wenn er nicht eilte, erreichte er bis zur Tageshelle das Haus, wo die Regina diente. Er wollte sich also Zeit lassen. Und doch lief er wie ein Schelm. Als der Schweiß über seinen Rücken rann, besann er sich: „Ei, warum springst du so?" Zwei, drei Matten weit ging er langsam, dann kam er wieder ins Hasten, ohne daß er's wußte. Das Haus der Schwester stand auf der Höhe, einen Büchsenschuß weit von der Straße entfernt. Der steile geschwungene Giebel gab der Höhenwelle die schöne, stolze Krönung. Meinrad hatte nur ein einziges Mal die Schwester besuchen dürfen, doch das Bild des schlanken Gebäudegiebels auf der Höhe mit dem blauen Himmel im Rücken blieb ihm so deutlich in Erinnerung, daß er gewiß war, das Haus in der dunkelsten Nacht wieder zu finden. Es war aber in Zeit einer Halbstund am Himmel ein schwarzes Gewitter heraufgeritten. Wetterleuchten zuckte über die Bergscheitel im Süden. Und nun griff der Wind in die Harfen der Bäume und orgelte. War er nicht bald am Ziele? Winkte der hohe Giebel auf der Hügelwelle noch nirgends? Dort das Licht, es steht wie ein Stern am Himmel. Das muß in dem Hause sein, das er sucht. Warum aber Licht? So früh geht niemand ans Tagwerk. Wär's für die Nachtwache eines Kranken, oder leuchtete es der armen Seele eines Verstorbenen? Die Lichter werden größer; als Meinrad näher kommt, sieht er den Lichtschein unruhig im Hause hin und her huschen. Es ist etwas Aufrührerisches, Hilferufendes in diesem unstäten, fliehenden Lichterschein.

Meinrad klopfte zage an der Tür, horchte, dann, ob sich was im Hause rege, es bleibt still wie der Tod. Dann klopft er ein zweites Mal, die Schläge dröhnen dumpf, denn das Bedürfnis, mit der Schwester zu reden und ihr sein Unglück zu klagen, war stärker als die Bangnis vor dem geheimnisvoll erleuchteten Hause ... Das Schloß wird aufgerissen, die Türe knarrt.

„Schickt mir der Schutzengel ein menschliches Wesen in der furchtbaren Not?" Regina stand starr, eine Hand an der Türfalle. „Ja, bist du es, Meinrad. Du warst mir zu jeder Stunde lieb, aber so willkommen wie heute kommst du mir im ganzen Leben nicht ein zweites Mal. O, wie habe ich bang gewartet auf eines Menschen hilfreiche Hand. Die arme Frau. Das kleine Kindlein, wie schwach und schön, und ich allein bei ihr in dieser furchtbaren Stund'. Lauf' wieder ins Dorf hinab zum Doktor und bitt' ihn um Gotteswillen ..."

„Was hat sie, und was ist geschehen?" stotterte Meinrad.

„So geh' in Gottes Namen. Lauf! Ich kann dir's nicht sagen. Ich habe nicht gewußt, daß das Leben so grausam ist."

„Wohl, wohl, Schwester, ich wußte es schon lange."

(Fortsetzung folgt.)

# Lortzing geht auf die Jagd.

**Erinnerung an den volkstümlichen Komponisten. Erzählt von Max Karl Böttcher.**

Vor dem Hause des Opernsängers und Komponisten Albert Lortzing in Leipzig fuhr ein großer Jagdreisewagen vor. Ein Lakai stieg aus und fragte die sich sofort ansammelnde Kinderschar sehr hoheitsvoll nach der Wohnung des Komödianten Lortzing.

Man wies ihn zu des Komponisten Behausung und nun stand er dem damals bereits durch seine Opern berühmten Manne gegenüber.

Lortzing, in seinem Privatleben mehr Schauspieler als Komponist, warf sich in theatralische Pose und fragte mit Bühnenwürde: „Nun, mein Freund, wer schickt ihn und was will er?" Der Lakai machte ein gekränktes Gesicht und sagte herablassend: „Ich komme vom Schlosse Zedtlitz bei Borna und mein gnädiger Herr, der Herr Baron von Zedtlitz, läßt den Komödianten — ach, Verzeihung, den Herrn Opernsänger bitten, an der morgigen Jagd mit teilzunehmen."

Man schrieb das Jahr 1840 und um diese Zeit waren noch immer die Schauspieler Menschen zweiter Klasse in den Augen der Spießbürger und eines hochansehnlichen Adels. Und warum sollte der Lakei anders denken als seine Baronschaft?

Der viel in der Welt herumgekommene Lortzing aber überhörte die Ungezogenheit des Lakaies und sagte nachsinnend: „Herr von Zedtlitz? — Herr von Zedtlitz???" und schaute sein rundes Weiberl, die ehemals so gefeierte Sängerin Regina Ahles, fragend an.

„Herr Baron von Zedtlitz, bitte sehr!" korrigierte der betreßte Diener.

Frau Lortzing half dem Gatten bald auf die Spur: „Mir ist, als wäre der Herr Baron von Zedtlitz mit in Berlin gewesen, als man deinen „Zar" so feierte und der Erbprinz von Nassau dir die goldene Tabatiere überreichte." Ei, da spitzte der Lakai die langen Ohren! Wie, ein Prinz, sogar ein Erbprinz, hatte dem Manne da eine goldene Tabaksdose geschenkt?! — Ja, potz tausend! Dann war ja dieser Komödiant gar kein gewöhnlicher Komödiant? Dann mußte er doch etwas gelten in der Welt! Und dann mußte man ihn ja auch anders behandeln! — Und sofort gab er seinem hochmütigen Lakaienantlitz ein wenig Sonne und ein wenig Unterwürfigkeit und sagte: „Gewiß, verehrte Frau, in Berlin war mein gnädiger Herr vor einiger Zeit und von Sr. Hoheit, dem Erbprinzen, hat er wiederholt gesprochen! Also nochmals: Der Herr Baron läßt Ew. Gnaden (man höre: Ew. Gnaden) bitten, an der großen Jagd, die morgen stattfindet, teilzunehmen und gleich im Reisewagen mitzukommen."

„Aber Bester, mein Mann hat ja gar keine Flinte!" warf Frau Lortzing ein.

„Schloß Zedtlitz verfügt über wohlgefüllte Gewehrschränke und es wird sich eine Jagdflinte für den Herrn Opernsänger finden!" beruhigte gönnerhaft der Lakai.

„Also gut, geh'n wir schon! Verstehe zwar nichts von der Nimroderei, aber habe schon Schlimmeres gelernt! Vielleicht finde ich eine Anregung für eine neue Oper!" lachte Lortzing!

O, wenn du geahnt hättest, wie prophetisch dies Wort war. —

Und während sich der Komponist reisefertig machte, bewirtete die Hausfrau den Lakaien gastfrei, auch des Kutschers drunten vergaß sie nicht, und nach einem Stündlein saß Lortzing in dem bequemen Reisewagen und ratterte zum Stadttor hinaus, südwärts, Richtung Borna.

Auf Schloß Zedtlitz herrschte schon recht lebhaftes Treiben und mancher Gast war schon eingetroffen. Die eigent-